

Internet-Bashing

Buchrezension – Jarett Kobek: Ich hasse dieses Internet

Über den unheilvollen Einfluss des Internets im Allgemeinen und der „sozialen Medien“ im Speziellen auf wurde in den vergangenen Wochen und Monaten intensiv diskutiert und spekuliert. Auf unser Gedächtnis, auf unser Sozialverhalten, vor allem aber auf die Art und Weise, wie wir unsere Weltsicht entwickeln und, davon ausgehend, unseren politischen Willen bilden. Wie wirkt sich das sogenannte Filter-Bubble-Phänomen, also das algorithmisch gesteuerte, gezielte Aussortieren von Informationen, die ein User vermeintlich nicht sehen will, auf das Wahlverhalten aus? Entstehen dadurch digitale Parallelwelten, die hermetisch abgeschlossen sind gegenüber Informationen, die nicht in das von diesen Algorithmen gezeichnete Bild passen? Welchen Einfluss haben heute Meinungsbildner von außerhalb der traditionellen massenmedialen Sphäre gegenüber der etablierten Presse auf die Weltwahrnehmung der Menschen? Was bedeutet es etwa, wenn ein verschwörungstheoretisches, marktschreierisches, ultrakonservatives bis rechtsradikales Onlineportal wie das „Breitbart News Network“ [laut Analysen](#) im US-Wahlkampf in den „sozialen Medien“ eine gewichtigere Rolle spielt als CNN oder die „New York Times“? Und was, wenn dessen Chef dafür noch für einen wichtigen Regierungsposten vorgesehen wird?

Das Internet hat es dieser Tage also nicht gerade leicht. Die Zeiten, in denen Tech-CEOs als moderne Heilsbringer kritiklos verehrt und sich rein kommerziell orientierte Internetfirmen wie Facebook oder Twitter sogar zu Agenten der Demokratie und Auslöser von regimekritischen Aufständen (wie etwa nach den Präsidentschaftswahlen im Iran 2009 oder im „Arabischen Frühling“) hochstilisieren konnten, sind zum Glück vorbei. Inzwischen ist eine vielfältige, kritische Diskussion über Wohl und Wehe der digitalen Medien in Gang gekommen. Bücher und Zeitungsartikel, Feuilletons und Blogs führen eine leb- und ernsthafte Debatte darüber, tauschen Pros und Contras aus und präsentieren sich dabei leider - einmal mehr, einmal weniger - oberlehrerhaft. Einmal artikuliert sich darin das nüchterne Argument, weitaus öfter ragt der weit erhobene Zeigefinger über das mühselige Klein-Klein der Diskursbeiträge hinaus. Die vorwurfsvollen Internetkritiker sind inzwischen oft genau so langweilig wie die marktgetriebenen [Digital Prophets](#), die, von großen Technologiekonzernen in die Welt geschickt, allorts ihre Heilsbotschaften von einem besseren Leben im Digitalen predigen. Ganz unabhängig von der Qualität der jeweiligen Debattenbeiträge sind sie oft eines: furchtbar langweilig. Nun ist Humor zwar sicherlich kein Qualitätsmerkmal einer solchen Auseinandersetzung (gerade die intelligentesten Beiträge sind, ganz im Gegenteil, eher zum Fürchten).

ich hasse dieses inter- net.

Ein nützlicher Roman
von Jarett Kobek FISCHER

Da man zu Weihnachten aber ungern der Apokalypse ins Auge sieht und außerdem mitunter gerne etwas verschenkt, möchte Ihnen Ihr Serviceteam vom „Trend der Woche“ saisongerecht ein Buch empfehlen, das Sie gerne selber lesen oder aber auch verschenken können, nämlich: „Ich hasse dieses Internet. Ein nützlicher Roman“ des US-amerikanischen Autors Jarett Kobek, erschienen 2016 im S. Fischer Verlag. Um es vorweg zu nehmen: Die Sujets dieses satirischen Romans sind keineswegs komisch, die Art und Weise, wie damit umgegangen wird, sind es schon. Schwarzen Humor und ausgeprägte Lust an einer scharfen Polemik vorausgesetzt. Dem Roman vorangestellt ist dementsprechend eine

Triggerwarnung. Solche Triggerwarnungen sind an US-amerikanischen Universitäten inzwischen Usus. Sie dienen als Warnung vor Texten oder Textpassagen, die dazu angetan sind, die Leser in der einen oder anderen Art und Weise zu beleidigen oder deren vergessene Traumata wieder an die Oberfläche zu befördern. So zeigt sich schon auf der ersten Seite, welches Spektrum der Roman umfassen wird: „Spott über Reiche“, Gedanken über „Kapitalismus“, „Rassismus“ oder „das Getue der Millenials“, „das Leben als Frau in einer Gesellschaft, die Frauen hasst“ oder zu „Populismus“. Und noch zu einigem mehr. Angesichts dieser Themen ist es umso überraschender, dass das Buch nicht im schwermütigen Duktus daherkommt, mit dem solche Themen der Konvention gemäß behandelt werden. Sondern dass er, ganz im Gegenteil, sehr bitter, dabei aber auch sehr komisch ist. Er erschöpft sich dabei aber nicht in kulturpessimistischen Allgemeinplätzen à la „das Internet vereinsamt uns“. Sein Hauptaugenmerk liegt nicht nur auf dem Medium, sondern auch auf der Internetindustrie, er reflektiert die strukturellen Zusammenhänge, die dem Erfolg der aktuell gängigen Online-Plattformen zugrunde liegen.

Worum also geht es? Der Roman handelt vor allem von Adeline, einer Autorin von Independent-Comics, deren unpopuläre Ausführungen im Rahmen einer Literaturvorlesung von einem Studenten auf YouTube geladen werden, was ihr wiederum nie gekannten Ruhm – im Guten wie im Schlechten – beschert. Und er erzählt die Geschichten ihres sozialen Umfelds, das heißt von Menschen, die wie sie im alternativen Kulturbetrieb arbeiten. Ort der Handlung ist San Francisco, eine Stadt, die wie keine andere in den USA, für einen unangepassten, alternativen, widerständigen und unkonventionellen Lebensstil steht - nicht zuletzt deswegen, weil er seit den 1950er-Jahren von Künstlern wie der Hauptfigur und ihrem Freundeskreis dazu gemacht wurde. Doch mit diesem Idyll ist es nunmehr vorbei, weil die Mietpreise dank der überbezahlten Angestellten, Tech-Spekulanten und Start-Up-Unternehmer des Silicon

Valley in dermaßen obszöne Höhen geschossen sind, dass sie von Durchschnittsverdienern, geschweige denn von Armen, nicht mehr bezahlt werden können. Helden der Nerd-Kultur, wie das Personal des Romans, müssen weg aus einer Stadt, die sie sich nicht mehr leisten können, weil sie es versäumt haben, ihre Kreationen zu kapitalisieren. Geld verdienen deshalb andere damit. Das offensichtlichste Zeichen dieses oft Gentrifizierung genannten Vorgangs, ist „das Auftauchen weißer Luxusbusse, die wie Vampire auf der Suche nach einem Blutopfer durch die Stadt streiften.“ Diese privaten Bussen, ein immer wiederkehrendes Symbol für den Ausverkauf der Stadt an den digitalen Kapitalismus, stehen freilich nicht der gesamten Bevölkerung zu Verfügung, sie dienen nur den bei den Internetfirmen angestellten Pendlern.

Es sind Widersprüche wie dieser, die den Roman, der zu wesentlichen Teilen aus nicht mit der Handlung verknüpften polemischen Passagen besteht, so interessant machen. Besonders das Auseinanderklaffen der wolkigen Werbesprüche von Google, facebook und Co., die nicht vielmehr sind als das Mäntelchen, das deren Profitinteressen verdecken soll, wird immer wieder thematisiert. Die User der „sozialen Medien“ treten hier vor allem als willfährige Vollstrecker der Internetgiganten auf, die den Konzernen aber naturgemäß vollkommen egal sind. Freilich, viele der in dem Buch präsentierten Argumente sind aus anderen Debatten bekannt, die Stärke des Romans liegt aber darin, dass er sie in einem neutralen, pointierten Stil auf den Punkt bringt. So heißt es etwa zu der Frage, warum „Twitter“ sich bei der afroamerikanischen Bevölkerung derartig großer Beliebtheit erfreut, dass dafür sogar der Begriff „Black Twitter“ erfunden wurde, ganz lapidar: „Die Betreiber dieser Websites hegten ein großes Interesse daran, ihre innige Vertrautheit mit schwarzer Kultur zu beweisen, aber wenig bis kein Interesse daran, die Menschen einzustellen, die diese Kultur lebten. Eine innige Vertrautheit mit schwarzer Kultur lockte mehr Anzeigenkunden an. Echte schwarze Menschen würden Anzeigenkunden verschrecken.“ Hier wird eine Ideologie demaskiert, die sich zwar Werte wie Toleranz, Internationalität und Diversität auf die Fahnen schreibt, deren Vorstandsetagen aber trotzdem noch fast ausschließlich mit weißen Männern besetzt sind, deren Interessen nichts als monetären Werten gelten.

Ganz egal, ob es um die Emanzipation der Frau, um politische Partizipation oder die individuelle Selbstverwirklichung geht – alles Themen, die im Silicon Valley traditionell groß geschrieben werden – Kobek hat für alles ein bissiges Statement parat und zeigt, dass diese Themen nur dann eine Rolle spielen, wenn sie für Klicks sorgen und damit für Profite. Der Inhalt dessen, was geshared, gepostet oder geliked wird, ist dabei vollkommen nebensächlich - egal, ob Katzenvideo oder Hassposting. Wichtig ist nur, dass ein Thema trended oder ein Tweet durch die Decke geht, dass er Reaktionen erzeugt und Masse generiert, um die Kassen klingeln zu lassen. Dass sich die Plattformen

als Instrumente der Befreiung gerieren, wird zynisch kommentiert: „Das ging schon in Ordnung. YouTube hatte den gleichen Ruf wie Twitter. Es war ein Werkzeug von Aktivisten, das die *Meinungsfreiheit und die Redefreiheit* förderte. Es hatten den Frühling in den Nahen Osten gebracht.“

Man kann dem Roman sicherlich vorwerfen, dass er nicht differenziert argumentiert sondern nach größtmöglicher Zuspitzung sucht. Dass seine Figuren in der Erzählung eher Funktionäre sind als vielschichtige Charaktere. Und dass er sich in seiner Polemik oft nicht von den Shitstorms unterscheidet, die er regelmäßig anprangert. Er macht aus diesen Schwächen aber auch keinen Hehl und kokettiert immer wieder selbstreferentiell damit, kein „guter Roman“ zu sein, ein Genre, das der Autor ohnedies für überholt erklärt. Es hätte die Entwicklung der Welt verschlafen und sei deswegen langweilig. Beides kann man „Ich hasse dieses Internet“ jedenfalls sicher nicht vorwerfen.

Buchtip:

„Ich hasse dieses Internet. Ein nützlicher Roman“ von Jarett Kobek

368 Seiten, gebunden

S. FISCHER

ISBN 978-3-10-397260-3

Preis: € (D) 20,00 | € (A) 20,60